

Der Neujahrsfranken

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 53

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I ds Neue!

Von Martin Gerber

Es Jahr ohni Sorge, es Jahr ohni Leid,
Das wär wie-ne Musig, wo niemer versteit!

U d'Rose im Garte wei Dorne o ha,
Süsch hät's ja scho lang nume Stile no dra!

Chly Fröide u Lyde, chly Friede u Strut,
Chly sänge u chlage, 's bruucht alles sy Zyt.

Chly hoffe u sueche, 's treit jede sy Gascht,
U jede uf Nerde isch nume-n-e Gascht.

Es Gascht, wo söt danke, u ds Schöne o gseh,
Die Blueme, wo blüje am Wäg, wo mer göh.

Das Jahr isch vergange, mir schide-n-is dry,
U sy'n ihm nid toube, es isch jik verby.

Es neu's steit bi'r Türe, u fragt: „wei mer gab?“
Mir chöi n'is nid wehre, u säge halt: „ja!“ —

Drum packe mer zäme, u gange i d'Schueh,
Em Neue ga chlage u sänge derzue!

Der Neujahrsfranken

Von Ulrich Amstutz

Es war Silvester. Und draußen ein Schneetreiben, richtiges Neujahrswetter. Aber am heiligen Abend und Silvester ist kein Herz so alt und verstockt, daß es nicht frommes Sehnen wärmend durchlutete. Erinnerungen an einmal erlebtes Glück steigen auf. Die Gedanken fahren heimwärts ins Kinderland, und wenn die Kerzen am Baume leuchten, wischt der ärgste Schwemmebruder verstohlen die Nase, weil die brennenden Augen leicht Tröpflein ausspressen, die links und rechts herunterkugeln. Sehnsucht und Liebesverlangen brechen durch alle Krusten hindurch, und man möchte allen Menschen beide Hände hinhalten und rufen: „Bruder, — wir sind uns doch gut . . .“

Man muß selber winters auf ausgefressenen Sohlen und mit dem ewigen Umgang im Magen auf der Walz gewesen sein, um zu wissen, daß die Weihnachts- und Silvesterzeit in der Herberge eine eigene Sache ist. Ich habe es erlebt, daß der ärgste Aufschneider, dessen Herz sonst eine Schabernackstift ohne Beispiel ist, stille wurde, wenn die Kerzen langsam verglommen und die warme, duftende Dämmerung aus den Winkeln kroch. Es wurde still im Raum.

Die Stimmung eines solchen Abends umschloß uns auch einmal auf der Herberge in G . . ., einem finsternen Loch, in einer finsternen Gasse.

Da erdlich räusperte sich der Meterjakob und räfelte sich als erster aus Verfunkenheit empor. Meinte dann: Jeder solle etwas erzählen aus seinem Leben, er fange an:

Ich bin Landpilger aus dem Oberaargau, wie mein Wanderbuch ausweist. Dort sind noch brave Leute daheim, müßt ihr wissen. Wenn einer von euch einmal dorthin pennen geht, wie man sagt, so kann er schlichten, daß er zu Kleidern kommt und nachher acht Tage lang keinen Kohldampf schieben muß. Item, in meinem Dorfe brachte man am Tage vor Neujahr auch dem Pfarrer, dem Herrn, wie wir sagen, von den Mehrguten, damit er den Herrgott ums Gotteswillen bitte, ein paar Lumpereien des Lebens aus dem Schuldbüchlein zu streichen und blanke Seite zu beginnen.

Nun waren Burgers auf der Schanz wohlhabende Leute und ihr kleiner Bänzli gar ein Strubigel, der besser auf einem Stierfals in die Weide ritt, als die Sprüchlein der Schule im Kopfe behielt. Item, das sind Sachen. — Dieses Lausbüchlein sollte also dem Pfarrer im Dorf einen Schinken bringen, weil Burgers Viehhandel mit Schlichen und Schicken gar gut gedieh, so daß sich die Napoleons im breiten Maß am Fußende des Bettes häuften.

Die Mutter nahm somit das Bänzli am Rockkräglein, strich ihm die holzstöhligen Haare etwas glatt, sagte ihm ein wunderhübsches Sätzlein ins Gesicht und gab ihm schließlich einen liebenden Klaps auf die rote Backe, bevor sie ihn entließ.

Darauf schoß der Bub davon, den Berg hinunter und hüpfte abwechselnd pfeifend und singend, oder dampfend in den schneigweißen und sonnigen Tag hinein, dem Kirchdorf zu. Unterwegs hatte er tausenderlei Flausen im Kopf. Er mußte mit Schneebällen nach einem Zaunpfahl zielen und hartgefrorene Wassertümpel einschlagen; er mußte mit Muttenhannes Joggi Streit anfangen und wäre dabei bald um den Schinken gekommen, weil sich Muttens großer Neufundländer dafür interessierte. Schließlich dachte er weiterhüpfend daran, wie er dann Silvester nicht verschlafen wollte, damit er den Samichlaus am Bart erwische; er dachte und schlug Brücklein nach allen Seiten im Kreis herum, nur an das Sprüchlein seiner Mutter, mit dem er den Schinken dem Herrn Pfarrer abgeben sollte, an das dachte er mit keinem Lebensatem mehr. Nur ganz zuletzt erinnerte er sich noch, daß er sich doch auf etwas gefreut hatte, das mit dem Schinken zusammenhing. Oha, ja richtig: er hatte sich ausgedacht: wenn der Pfarrer kein Krummtupfer sei, so würde er ihm mindestens einen Franken Trinkgeld geben. Dafür wollte er sich auf dem Heimweg Malzzucker kaufen, daß der Muttenjoggi vor Neid grün anlief.

Bald stand er vor dem Pfarrhof, und da die Türe unverschlossen war, polkerte er mit seinen genagelten Holzschuhen in den Hausgang und in die erste beste Türe hinein. Plötzlich stand er vor dem Pfarrer, der in seiner Studierstube lesend, nun mißbilligend ob dem Lärm, verdukt aufschaute. Eine Sekunde blickten sich die beiden ungleichen Menschenkinder wortlos an, dann möögte Bänzli in die Stube: „Grüßech, Herr Pfarrer . . . da heige-dr die Hamme! . . . wartete wieder einen Augenblick und diesmal mit leicht gierig andächtigen Augen, weil er fühlte, er habe seine Rechnung ohne den Wirt gemacht, und weil der süße Malzstengel langsam wie ein schöner Traum zerfloß. Gleich machte er sein Rehrumtürlein und stolperte zurück.

Da aber erwischte ihn der Pfarrer noch am Kittelchen und sagte: „Hehe, du wilder Heuschreck, du! — Es wird wohl nicht so brennen; warte doch noch . . .“ Zugleich blickte er wohlgefällig auf das schmackige Neujahrsgeschenk und hatte auch seine Freude an dem fraustöpfigen, rotbackigen Menschlein.

Indem er Bänzli zu sich rief, hielt er ihn am Knopfe seines Röckleins fest und sprach mit Schmunzeln in den Mundwinkeln eine kleine Predigt auf ihn herab: „Sage deinen Eltern, der Pfarrer ließe auch recht schön danken. — Dank heigisch auch du, Bürschlein, daß du den weiten Weg für mich gemacht hast. Aber damit du von dem Gang auch für später etwas profitierst, will ich dir jetzt zeigen, wie man etwas manierlicher zu fremden Leuten geht. Es ist gar nicht wegen mir, aber du mußt etwas lernen, verstehst mich! — Also, sitze jetzt an den Tisch, — so, — und stelle dir vor, du wärest der Pfarrer und ich will der Bänzli Burger sein . . .“

Gesagt, getan! —

Der Pfarrer nahm den Schinken und Bänzli's Mütze und ging damit vor die Türe. Gleich danach klopfte es sachte, und der Pfarrer trat ein, hielt schön sittsam das Mützelein in der einen, den Schinken in der andern Hand und sagte recht höflich: „Grüß-ech Gott, Herr Pfarrer! — Vater u Muetter löije-n-ech rächt härzlech la grüße, u-n-ech es guets neus Jahr wünsch. Sie söll-i-n-ech no öppis vo üser letschte Mehgete bringe als Dank für die viele Müeh wo dr mit de Underwysig-Ching heiget, u will-üs ds ganz Jahr alls rächt grate u niemer neume chranf worde isch . . .“

Der Herr Pfarrer hatte mit seinem schönen Säcklein noch nicht zu Ende gesprochen, so zuckten schon hundert lausbüßische Flämmlein aus Bänzli's Augen, und er rutschte unruhig und ungeduldig auf dem Stuhl hin und her, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, um damit dem Pfarrer eine Kerze aufzustecken.

Dem Pfarrer begann die Nase zu heißen, was ihm ungut schien, während sich nun Bänzli hinter dem Tisch hervorschob, den Schinken in Empfang nahm und dem Pfarrer die Hand gab. So milde und liebevoll es sein junger Mund herausbrachte, sagte er hierauf seinerseits in der Rolle des Pfarrherrn: „So,

das freut mi; das isch schön. D'r für muesch du o öppis vo mir ha. Sä Buebli, da hesh e Frankel . . .“ Griff in den Hosensack und tat, als ob er dem Pfarrer ein Geldstück in die Hand drückte.

Einen Augenblick stand der Pfarrer sprachlos vor dem Lauszapfen Bänzli, ungläubiges Staunen in den Augen, ob er auch recht gehört habe. Dann aber griff er lachend und schnell in die Tasche und langte das Geldsäcklein heraus. „Jetzt weiß ich nicht, soll ich dich einen frechen, ungehobelten Burtschen schimpfen, oder dich als ein anstelliges Menschlein rühmen“, sagte er. „Item, wir Menschen sind Narren, und du und ich gehören scheint's auch zu den Menschen. — Da hast du deinen Franken. Und da du einen so flotten Trumppf abgestochen hast, wollen wir auch nicht an der Gabel hängen bleiben, sondern der Köchin läuten, zusammen noch eine Tasse Kaffee trinken und ein paar Neujahrszinggli dazu essen . . .“

So kam der Schlaufeger Bänzli zu seinem Neujahrsfranken und ein Pfarrer zur Erkenntnis, daß selbst ein bestgehätschelter Jmb einmal den Bienenvater stechen kann.

Der Bänzli ist übrigens sehr jung in den Gemeinderat gekommen und hat später als Dorfoberster mit dem alten Pfarrer noch oft über jenen Neujahrschinken gelacht. —

Köbeli zündet ein Feuer an

Von Peter Bratschi

Das Schicksal meinte es nicht gut mit dem Schmied am schwarzen Rant. Er hatte schwere Jahre hinter sich und auch die jüngste Zeit war ihm gar nicht hold gewesen. Schmied zu sein in einem kleinen Bergdorf ist kein sehr einträgliches Geschäft. Große und gewinnbringende Schmiedarbeiten gibt es nicht häufig auszuführen, denn die Fabriken liefern fertige Waren zur Genüge. So beschränkt sich denn die Arbeit eines solchen Schmiedes auf einige wenige Reparaturen, auf den Verkauf von Werkzeugen, Sensen, Gabeln und die gelegentliche Bereifung eines Schubkarrens.

In diesem Rahmen wickelten sich auch die Geschäfte des Schmiedes am schwarzen Rant ab. Um seinen Verdienst etwas zu mehren, betrieb er eine kleine Landwirtschaft. Das kleine Gütlein verursachte jedoch viel Mühe und Arbeit, weil es sich an einer steilen Halbe befand.

Schlecht und recht schlug sich also der Schmied durch. Dann aber kamen einige ganz böse Jahre. Es war die Zeit, da seine Frau ein langes Krankenlager zu erleiden hatte und ihm anstatt wie früher eine Stütze zu sein, eine neue Sorge auf lud. Er trug sie mutig und kämpfte sich auch mit dieser Last unentwegt durch alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten hindurch.

Nun aber kam ein Schlag nach dem andern. Eines morgens war seine Frau tot. Im gleichen Sommer verwüstete ein großer Erdrutsch sein Gütlein am Berghang und schließlich zerstörte ihm eine Feuersbrunst im Herbst die Schmiede bis auf den Grund.

Diese so rasch aufeinanderfolgenden Heimsuchungen trafen den betagten Mann so sehr, daß er mehrere Tage ohne einen klaren Gedanken zu fassen herumliefe, im Wirtshaus saß und einer tiefen Verzweiflungsstimmung anheimfiel. Schließlich bot ihm ein Bäuerlein das kleine leere Stübchen an, das in die Hütte einer Vorfaße eingebaut war. Dort am Berg wohnte nun der Schmied, ohne sich aber zu bemühen, neue Beziehungen zu seiner Umgebung und seinen Mitmenschen zu finden. Wohl be-

tätigte er sich gelegentlich als Tagelöhner im Wald, oder half im Winter beim Heubergen, aber er blieb verschlossen, mürrisch und war gut gemeinten Ratschlägen unzugänglich. Die Schmiede wieder aufzubauen, wobei ihm der Brandversicherungsbetrag zugute gekommen wäre, weigerte er sich, obschon ihm viele dazu rieten. Es war einfach nichts mehr anzufangen mit dem Schmied.

Eines Abends — es war tief im Winter — saß er in dem ihm zur Verfügung gestellten Stübchen und schaute sinnierend hangabwärts nach der Schlucht, aus der die Abenddämmerung zu steigen begann. Tief neigten sich die Aeste der schneebedeckten Bergtannen über den Felsen, dessen Rand mit mächtigen Eiszapfen behangen war. Ein kalter Wind blies über die Hänge. Kalt war es auch im Stübchen, wo der Schmied saß. Noch nie hatte er sich die Mühe genommen den Ofen zu heizen, seitdem er hier war. In allem fargte er. Es war, als ob er sich selber quälen wollte.

Wie er nun da hinter dem kleinen Fenster kauerte und in die Schlucht hinunterstarrte, bemerkte er dort einen Knaben, der auf einem kleinen Schlitten etwas nachzog. Was der nur wollte zu dieser Abendzeit?

Eine Weile verfolgte der Schmied das Tun des Knaben, der im hohen Schnee nur langsam vorwärts kam. Manchmal sank er bis zu den Armen ein und mußte sich mühsam durch Schneewächten hindurcharbeiten. Der Schmied sah, wie der Knabe oft einige Schritte voraus ging, mit einem Ast etwas Weg bahnte und dann den Schlitten nachholte. Aber jetzt — was war das? — Wie der Kleine unter dem eiszapfenbehangenen Felsen ankam, glitt auf einmal ein Schneerutsch über denselben und deckte den Buben zu. Fast wie ein Blitz war das gekommen.

Jetzt kam Leben in den Schmied. Er lief hinaus, bemächtigte sich der Schaufel, die beim Werdach zwischen Rafen und Schindel geschoben war und sprang den Hang hinunter der Stelle zu, wo der Bub verschüttet worden war. Als er dort ankam, hatte sich der Kleine schon soweit vom Schnee zu be-